Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 19 (1915)

Artikel: Sturm und Drang in der Schweiz
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575046

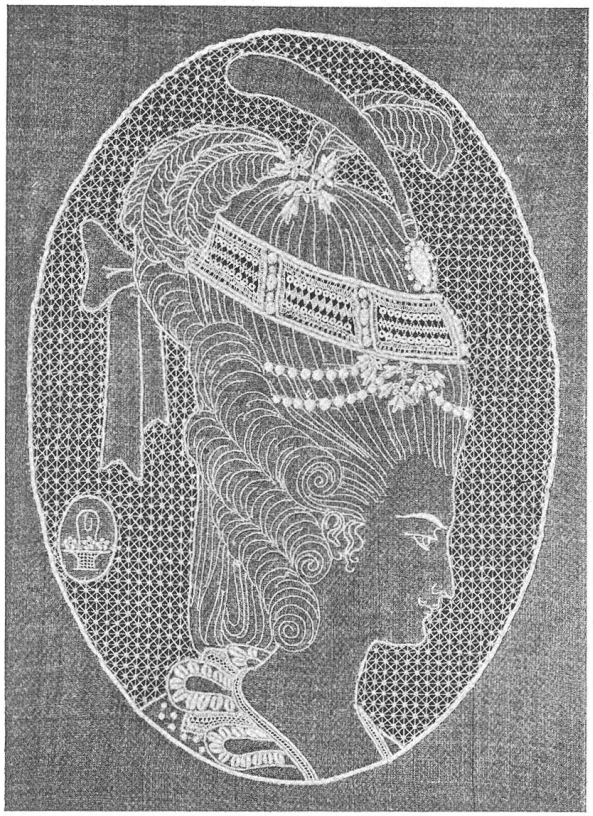
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Appenzeller Handstickerei.
Nach Entwurf von Hans C. Ulrich, Weißbad (Appenzell).

die alten Fäden wieder aufzunehmen und anknüpfend an die heutigen Bedürfnisse Neues zu schaffen. Viel ist schon erreicht worden in dem Kampf gegen die zwecklose und überhäufte Anwendung der Stilarten, der Heimatschutz und ähnliche Bestrebungen haben uns die Augen aufgetan und in weitern Schichten der Völker Geschmack und Verständnis geläutert. Noch ist es nicht lange her, daß die bildenden Künstler in diesem Kampf um das Echte, Gute und Zweckdienliche in Handwerk und Industrie mitstreiten, und doch verdanken wir dieser Hilfe schon so manches, das unser tägliches Leben bereichert und unser Auge erfreut.

In der Handstickerei sind wir noch nicht so weit. Der einschmeichelnde, schmuckartige Charakter dieser Technik läßt das Bedürfnis nach einer Läuterung und Veredlung noch nicht stark genug hervortreten. Aber dessen dürfen wir sicher sein, daß für denjenigen, der sich die Aufgabe stellt, sich in die schwierige Technik einzuleben und ihr künstlerische Impulse zu geben, ein dankbares Verständnis vorhanden ist. Nur ein längeres Arbeiten und eine spezielle Eignung vermögen hier zu Resultaten zu führen, wie sie uns Hans C. Ulrich*) heute zeigt. Um sie voll zu würdigen, müßte man zwar die Stücke selber sehen, da es natürlicherweise schwierig ist, in der Reproduktion den Reiz der weißen Sachen wiederzugeben. Aber das Streben, die Schmuckmittel der Stickerei auf künstlerische Weise zu verwenden, materialgerecht und mit Rücksicht auf das Können der Stickerin, bedeutet allein schon ein großes Verdienst. Auf diesem Wege kann und wird wieder Wärme und Leben einziehen in dieser wundervollen Nadelkunst.

Was aber eine Hebung des künstlerischen Gehaltes dieser Industrie auch nach der volkswirtschaftlich-nationalen Seite bedeutet, würden wir erst voll einsehen, wenn die Versuche, sie ins Ausland zu verpflanzen, gelingen sollten.

Carl Liner, Appenzell.

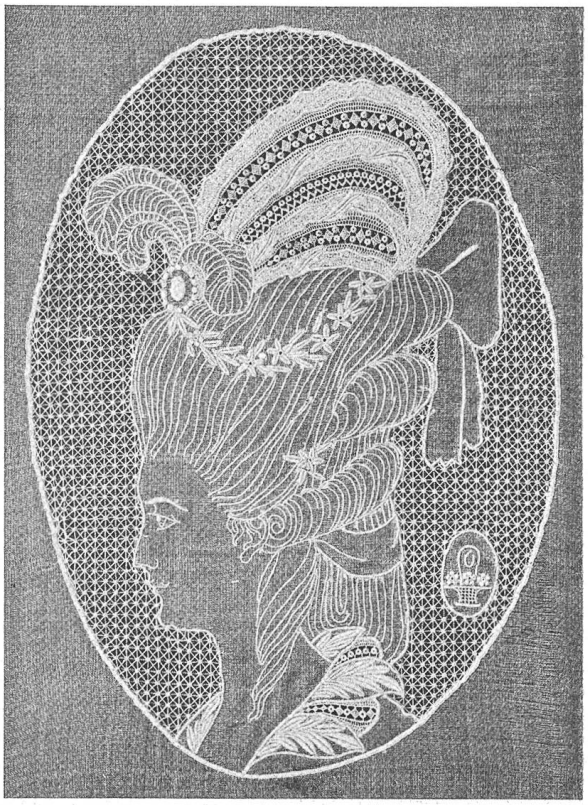
*) Mit dem interessanten, um die Probleme der großen Kunst innig bemühten Zürchermaler hoffen wir unsere Leser ein andermal genauer bekannt zu machen. Proben seiner früheren Kunst boten wir Jahrg. VII (1903) S. 560/61, VIII (1904) S. 203/07 u. XIV (1910) S. 364/65; in neuerer Zeit aber hat sich Hans C. Ulrich mit entschiedenem Willen einer dekorativ-stilisierenden Kunst zugewandt. A. d. R.

Sturm und Drang in der Schweiz.

Mit zwei Bildnissen.

Wir sind uns gewohnt, die Zeit unserer Groß- und Urgroßväter in einer magischen, rosenfarbenen Beleuchtung zu sehen. Was wir am besten von ihr kennen, das ist das selige Arkadien Salomon Geßners, das ist das allseitige Dilettieren der Ratsherren, ihrer Gevatterinnen und ihrer kunstgeübten Söhne und Töchter, das ist das sinnige und fröhliche Leben in der Künstlergesellschaft, das sind die hochwürdigen Besuche vergötterter Berühmtheiten, die im Hause Bodmers oder Lavaters, im „Schwert" abstiegen, um Zürich und seine wachen Geister und tüchtigen

Originale zu besuchen und einen Strauß kostbarer Anregungen und herzbewegender Alpenszenerien und Erinnerungen mitheimzutragen. Ob diesem poetischen Zürich, das vielfach als berückende Kulisse wirkt, vergessen wir ganz, daß wir auch hinter die heruntergelassenen Bäume, hinter die silbern plätschernden Brunnen einen Blick tun sollten, und tun wir's einmal, dann — erschrecken wir vor dem ganz andern Bilde, das sich uns darbietet. Es lächelt uns nicht mehr an, es ist starr, verknöchert, es ist kalt, und die Luft, die uns daraus entgegenweht, nimmt uns den Atem. Das trifft im großen ganzen nicht nur für Zürich zu, es gilt für's ganze Schweizerland. Wer sich davon überzeugen lassen will, der greife zum neuen Buch Hans Schnorfs: „Sturm und Drang in der Schweiz" *). Ich sehe seinen besondern Wert darin, daß es nicht nur eine bedeutsame Literaturströmung erschöpfend behandelt, viel mehr, weil es eine ganze Geistesgeschichte von der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aufrollt und Persönlichkeiten und Schicksale zeichnet, die den Charakter dieser Zeitspanne wesentlich bestimmen. Ein Wunsch, ein Sehnen ist es, das die starken Geister erfüllt. Sie alle möchten über die Gegenwart hinweg-, hinausfliegen in Höhen, wo sie der Fesseln ledig sind, wo sie ganz sie sein können, ungehemmt, ungezwängt und nicht mehr eingekrallt durch die tausend Verordnungen und kleinlichen Gesetze. Lavater ist der Besuch der wackeren Bäbe Schultheß doppelt angenehm, weil er bei ihr nichts findet „von der verd.... Zürcher Pedanterie", und in Erwartung von Goethes zweitem Besuch schreibt er: „Bei der entsetzlichen Dürre an lebenden Menschen kannst Du denken, wie's mir wohltun wird, mich an Dir zu wärmen." Nach den „Physiognomischen Fragmenten" bildet das Genie die höchste Staffel dessen, was der Mensch erreichen kann. Denn „es ruhet nicht, ahndet immer mehr Licht, Freyheit, Schöpfung, Gottheit — wird immer weiter, immer höher gezogen — drängt sich — fliegt und klimmt, jauchzet, oder schmachtet fort, fort, bis es nicht mehr hört das nachrufende Geschrey der Vor- und Mitwelt, bis es erreicht hat unbewohntes Land — neue Welt, und dann! ..." Etwas Tragisches hatte es an sich, in seinen Anschauungen, in seinem Wollen über den herrschenden Durchschnitt hinauszuragen. Wehe aber vollends dem, der es wagte, mit seiner Kritik nicht hinterm Berge zu halten. Das vertrug die gnädige Regierung nicht. Wer sich nicht beugte, für den war es keine Lust mehr, im Vaterland zu bleiben. Es ist erschreckend zu sehen, wie die besten Männer ins Ausland gingen, der geniale Maler Heinrich Füßli, Haller, Zimmermann. Und die, die die letzten Konsequenzen nicht zogen, standen unter einem so lästigen Druck, daß sie zu wiederholten Malen erwogen, dem unverdienten Elend gewaltsam ein Ende zu machen. Was haben die Kleinen am großen Johannes



Appenzeller Handstickerei.
Nach Entwurf von Hans C. Ulrich, Weißbad (Appenzell).

*) Zürich, Schultheß & Co., 1914.

Heinrich Füßli, genannt „Londoner Füeßli" (1741-1825). In Berlin 1763 nach dem Leben gezeichnet von Christian Bernhard Rode (1725-1797). Originalzeichnung in der Zürcher Stadtbibliothek.

v. Müller verschuldet! „Wer doch diesen unedeln Zwang wegnähme! Diesen Despotismus über den menschlichen Geist stürzte, zertrümmerte, ausrottete!" schreibt er an einen Freund. „Essor de l'esprit, edle, hohe Denkungsart, Gesinnungen, größer als die Gesinnungen des vergoldeten Pöbels, Revolutionen in der Gelehrsamkeit — alles Große erstickt unter einer Formula Concordiae, unter einem Consensus orthodoxus, und einem Symbolum Quicunque." Anstatt ihn in seinem großen Werke zu unterstützen, weigerte man sich eine Zeit lang, ihm für seine „Geschichten der Schweizer" die Schaffhauser Archive zu öffnen. Ist es da noch verwunderlich, daß er ob solcher Verblendung die Fassung verliert und sich fragt: „Ist's der Mühe wert, für diese Sklavenrace zu arbeiten?" Und, fragen wir weiter, ist es da verwunderlich, daß auf solchem Boden, in solcher Luft die Kunst nicht gedeiht? Die literarische Lese der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist über die Maßen dünn. Wir müssen uns mit ein paar Idyllen im Stile Geßners und Werthers und mit einem Bündel patriotischer Gedichte und Dramen zufrieden geben. Aber was wiegen sie auf? Heute sind sie alle vergessen, und wenn wir uns nach den künstlerischen Persönlichkeiten umsehen, die aus dieser Zeit emporragen, rückt ein ganz eigenartiges Fünfblatt auf, von denen jeder etwas ganz anderes, nur kein gottbegnadeter Dichter ist: ein Pfarrer, ein Maler, ein Volkserzieher, ein Garnhändler, ein Arzt: Lavater, Heinrich Füßli, Pestalozzi, Uli Bräker der arme Mann im Toggenburg, J. G. Zimmermann. Sie stehen in ganz verschiedenem Zusammenhang zu Sturm und Drang, und einer allein ist an Tatenkraft, an unbändigem Zerstörerwillen, an Temperament und Feuergeist den deutschen Genies an die Seite zu stellen, der Maler Heinrich Füßli. Er ist es auch gewesen, den es nicht mehr litt auf heimischem Boden und der Zürich mit London vertauschte. Er ist der eigentliche einzige Stürmer und Dränger der Schweiz, nach Urteil J. G. Zimmermanns „der kühnste Gedankenwerfer, den er kenne". In einem Ueberschwang der Gefühle haut er in seinen maßlosen Oden kraftgenialisch um sich, und wie hier spottet er auch in der Malerei jeglicher Korrektheit. Von einer Phantasie stürmte er ungeduldig zur andern und liebte leidenschaftvolle Szenen, Mord- und Diebsgeschichten, nächtliche Einbrüche, Schlachten. Den Großen der Vergangenheit, Dante, Milton, dem Nibelungenlied gilt seine ganze Begeisterung, aber keinen Heros vergöttert er so wie Shakespeare. Zu ihm tritt er in ein besonders enges Verhältnis und widmet ihm durch Illustrationen aus seinen Werken seine Kunst. Es will ihm nicht behagen, Lavater simple Physiognomien als Beiträge zu seinen „Fragmenten" zu schicken. „Ich brauche Raum, Höhe, Tiefe, Länge!" Die

Lauheit seiner Tage ekelt ihn an, nirgends große, starke Persönlichkeiten. Das Porträt, das Schnorf uns von Füßli entwirft, ist rund und klar, wohl das rundeste und beste, das ihm gelungen.

Es war keine leichte Sache, in das ungeordnete Chaos, in den verwirrenden Wald von Meinungen und Gegenmeinungen Ordnung zu bringen, Probleme zu erkennen und zu lösen. Freilich sind nicht alle gelöst, und etliche werden überhaupt ungelöst bleiben. Wie das: Warum allen Hemmungen zum Trotz keine Kunstblüte zustande kam, warum der große Dichter ausblieb. Wär' er gekommen, er hätte sich gewiß durchgesetzt, und wenn's auch nicht daheim war, die ganze Welt hätte ihm offen gestanden. Die schlimme Zensur, die selbst nicht einmal wissenschaftliche Werke durchließ, wenn ein ungewöhnlicher und deshalb gefährlicher Gedanke darin war, diese Zensur verdarb gewiß nicht alles. Was wäre ohne sie geschrieben und gedruckt worden? Wäre auf einmal der große Dichter wie ein Phönix ans Tageslicht getreten? Die ganze geistige Haltung von anno dazumal war zu nüchtern, zu saft- und kraftlos. Gewiß, man schwärmte und erging sich in unendlichen Tiraden, man trieb seine Gefühle in eine Fieberhitze hinein, aber das alles nur auf dem Papier. Zu den entsprechenden Taten kam es nur selten, und das gehegte und gepflegte Ideal war nicht der ganze Kerl, die allseitig ausgebildete freie Persönlichkeit, sondern der Bürger, der zuallererst seine Pflichten der Familie und dem Staate gegenüber erfüllte, Brutus, nicht Faust, nicht Prometheus. Trotz allem kraftgenialischen Treiben war die Moralität der Meister; Lavaters Geniebegriff ist im Unterschied zum deutschen ins Moralische gewendet. „In den Reden und Schriften deren, bey denen die Tugend eine wirkliche, tätige Fertigkeit des Herzens ist, ... ein gewisser originaler, eigentümlicher Ton herrscht, sie sind gleichsam mit dem Geiste ihres besonderen moralischen Charakters gesalbet. Hier ist nicht der kalte Ton einer wässerigen und gefühllosen moralischen Schwatzhaftigkeit, nicht die frostige Miene eines affektierten Enthusiasmus! Alles ist Leben, Gefühl, Ausdruck; alles ist Herz, Erfahrung, Teilnehmung." So hat es Lavater auch in seinen freundschaftlichen Beziehungen gehalten. Seine Begeisterung für einen Menschen — und manchmal flammte sie leidenschaftlich auf — flaute alsogleich merklich ab, sobald er Gründe hatte, an seiner Moralität zu zweifeln. Das haben z. B. der Winterthurer Kaufmann, Klinger, das hat selbst Goethe erfahren. Und selbst das Ziel der physiognomischen Fragmente war ins Religiöse hinübergerückt. Er suchte durch seine Studien „dem Einen Ideal näher zu kommen, das schließlich seinem ganzen Sinnen und Trachten die Richtung gab — Christus."

Joh. Caspar Lavater (1741-1801).
Marmorrelief von Dannecker(?) in der Stadtbibliothek Zürich, nach der als Eigentum der Zürcher Stadtbibliothek im Schweiz. Landesmuseum deponierten Büste von Joh. Heinr. Dannecker (1758-1841), signiert: «Dannecker fecit/ Stuttgardt 1805».

So bekommt der schweizerische Sturm und Drang eine ganz eigene Färbung. Und noch in andern Punkten hebt er sich deutlich ab von der deutschen Genie-

periode. Er ist — mit verschwindenden Ausnahmen — unproduktiv, er ist ein Herd, um den sich die Größten sammeln, er jubelt ihnen zu, er bewundert, aber er hat nicht die Kraft der Handlung. Er hat den Vorzug der heroischen, großzügigen Landschaft, aber erst die Gäste bringen sie recht zu Ehren. Ihr mangelt der große Held der Gegenwart, der mit freien Gedanken in die Welt hinausblickt und der es auch an Taten nicht fehlen läßt. Friedrich der Große brachte nach Goethes Wort den „ersten, wahren und höhern Lebensgehalt ... in die deutsche Poesie", und in Weimar fanden die deutschen Dichter eine Stätte, die jeglicher Kunst das höchste Interesse entgegenbrachte. In Oesterreich tat das Seine der aufgeklärte Joseph II. Aber in der Schweiz herrschte noch das alte Dunkel, und wo der Morgenstrahl einer freiheitlichen Weltauffassung durchbrechen wollte, sorgte das aristokratische Regiment der ängstlichen Ratsherren eifrig dafür, daß „die Gefahr" abgewendet wurde. Die schweizerische Kunst jener Tage und noch langehin war das Stiefkind, das man wohl als fröhliche und erheiternde Gespielin duldete, als tändelnde Gespielin, und nicht mehr. Man zog sie herbei, wo man sie gerade wünschte, und gab ihr recht mannigfache Missionen. Man hängte ihr bald ein pädagogisches, bald ein politisches, bald ein moralisches Mäntelchen um, aber sie allein tummeln, nach ihren eigenen Launen und Einfällen ließ man sie nie oder doch höchst selten. Dürfen wir nicht in diesem Umstand die Erklärung des allerwärts mächtigen Dilettantismus suchen? Den Grund zu den so zahlreich auftretenden Universaldilettanten, die für den Hausgebrauch ganz gefällige Bildchen machen, die auch jederzeit für ihre Vettern und Basen ein Gratulationsverschen bereit halten und gar noch selbst die Musik dazu schreiben? Die Kunst, die ohne Rücksicht auf Moral, Religion und Staat frei und ungehemmt sich auswirkt, die die tiefsten Tiefen durchwühlt und die höchsten Höhen erklimmt, die immer nur ihre eigene, von innen heraus vorgezeichnete Bahn verfolgt, diese Kunst lag dem nüchternen und aufs Praktische hinzielenden Schweizer fern. In Deutschland hob sie die Flügel auf und nahm den Flug ins Weite. Das war die Zeit des Sturms und Drangs, eines „Götz", eines „Werther". Und die Jubeljahre der Klassik brachen an. In der Schweiz aber blieb's still. Kein Aufflug und kein Parnaß. Sturm und Drang — in einem Glase Wasser.

Dr. Ernst Eschmann, Zürich.

Vor dem Schloß in Brione. Am meisten rechts Kunstmaler Edoardo Berta, neben ihm Francesco Chiesa.

□□

Aphoristisches.

Das ist unsere Ohnmacht vor der überlebensgroßen Erscheinung des Genies: Sein Haupt ist uns genommen und unsichtbar; die Stirne lehnt es an den Thron Gottes, und unsere Augen vermögen nicht bis in den Himmel zu dringen ...

* * *

Wir haben alle die Anlagen zum Großen und Ewigen. Aber in der süßen Wirrnis des Kleinen und Einzelnen gehen unsere Wege zu lange angenehm in die Irre und finden nicht mehr heraus ...

Emil Wiedmer, Bern.